

Sprache gilt als Schlüssel zum Heimatgefühl

Vier Migranten aus Nürnberg erzählten beim Gostenhofer Verein ihre Lebensgeschichte — Zwischen Zufriedenheit und Zukunftsängsten

ULRIKE PILZ-DERTWINKEL

„Vergesse nie die Heimat, wo deine Wiege stand, du findest in der Ferne kein zweites Heimatland“. So lautet ein alter Poesieanspruch. Ob das wirklich so ist, erklärten vier Migrantinnen kürzlich in Gostenhof.

Kann ein Mensch, der sein Heim, seine vertraute Umgebung und die Menschen, die er liebt, verlassen muss, in der Fremde Fuß fassen und eine zweite Heimat finden? Vier Nürnberger Migranten erzählten im Rahmen der Interkulturellen Wochen beim Gostenhofer Verein „Degrin – Begegnung und Bildung in Vielfalt“ dazu ihre ganz persönliche Geschichte.

Heimat sei nicht da, wo du geboren bist, sondern wo du dazugehörst, wo deine Familie ist, wo du akzeptiert bist. So oder so ähnlich formulierten es mehrere der Menschen, die an diesem Nachmittag freimütig ihren Werdegang erzählten. Sie hatten auch Symbole mitgebracht, die für sie persönlich etwas mit Heimat zu tun haben.

Für den 15-jährigen Kolumbianer Andres Felipe Dobon sind das CDs mit Musik seiner Lieblingsgruppe von daheim. Der Jugendliche musste vor zwei Jahren sein Land verlassen, weil seine Mutter einen deutschen Lebenspartner gefunden hatte und beschloss, ihm zu folgen. Er war anfangs „geschockt“, sagt Andres, seine Freunde, alles was er liebte, waren auf einmal weg.

Von der deutschen Sprache hatte er keine Ahnung. Es sei bitter gewesen, aber heute fühlt sich der junge Mann „absolut wohl“. Die Verständigung klappe prima. Und er hat zwar zwei Jahre verloren, doch jetzt besucht er die neunte Klasse und hofft, danach einen Ausbildungsplatz als Koch zu finden. Und Diskriminierung hat er nie verspürt.

Die 57-jährige Weißrussin Valentina Bolshem kam vor zehn Jahren an. „Sprachkenntnisse null“, erinnert sie sich. Die Chemielehrerin verließ mit



Von Heimatgefühlen erzählten beim Verein Degrin (v. li.) Keli Kpedzroku, Andres Felipe Dobon, Valentina Bolshem und Aiyue Lin. F.: Hippel

ihrem Mann die Stadt Minsk, in der sie 25 Jahre gelebt hatten, weil sie für die beiden Söhnen in Deutschland bessere Zukunftschancen sahen. Nürnberg ist für sie schon die fünfte Heimat. Schon als Kind wurde sie mehrfach enturzelt und fand sich immer wieder anderswo zurecht. Der Schlüssel, um sich heimisch fühlen zu können, ist für Bolshem das Erlernen der Sprache. So könne sie mit den Menschen reden.

Deshalb hat sie zielstrebig Sprach- und Integrationskurse besucht. „Jetzt gibt es nichts mehr“, klagt Bolshem. Sie möchte mit anderen diskutieren – über Gott und die Welt, gerne auch über Literatur. Bitter ist für sie, dass ihre Diplome nicht anerkannt werden. Dass sie immerhin in Chemie Nachhilfe geben kann, tröstet sie ein wenig darüber hinweg.

Dem Kind ein besseres Leben zu ermöglichen, war für Aiyue Lins Eltern der Grund,

warum sie die damals 14-jährige aus ihrem kleinen Geburtsort in Südchina nach Deutschland schickten. Heute arbeitet die 37-jährige Betriebswirtin bei Siemens und fühlt sich voll zu Hause. Inzwischen spricht sie Deutsch besser als Chinesisch und sehnt sich nicht mehr zurück. „Nürnberg ist für mich Heimat“, sagt sie überzeugt.

Stadtplan mitgebracht

Sie sei „glücklich und zufrieden“ und könne „selbstbewusst auftreten“, weil sie es geschafft habe, sich zu verankern. So fühlt sich Lin geboren in ihrer kleinen Familie – im Netz ihrer Freunde und Bekannten, beim Wandern mit dem Alpenverein. Als Symbol für Heimat hat sie den Nürnberger Stadtplan mitgebracht.

In Togo war Keli Kpedzroku eine wichtige Person. Der studierte Journalist aus begütertem Elternhaus war anerkannter Pressechef und Leiter der

Tourismusbehörde, hatte einen Dienstwagen mit Chauffeur. Aber er gehörte der politischen Opposition im Land an. Für ihn war es hart, alles zurücklassen zu müssen – 17 Jahre ist das her. Eine Arbeit, die seiner Qualifikation entspricht, bekam er hier nicht mehr. Er arbeitet halbtags im Weltladen der Katholischen Stadtkirche. Eine zweite halbe Stelle hat er bei einer Schwabacher Firma. „Es ist nicht einfach zu gehen, wenn man eine Position hat“, sagt der 60-Jährige, der sich auch in Menschenrechtsorganisationen engagiert. Er sehnt sich nach Partizipation, doch er fühlt sich zu alt, um in die Politik zu gehen.

Eigentlich fühlt sich Keli in Nürnberg zu Hause, weil er auch seine Familie nachholen konnte. Aber ihn quälten Gedanken um die Zukunft – die seiner Kinder und seine eigene. Er wird nicht viel Rente bekommen. Und will er in Deutsch-

land seine letzte Ruhe finden? Das Sterben sei hier viel anonym als in Afrika. Zwischen zwei Welten fühlt er sich, wenn er zu Hause seine bunten Gewänder anzieht. Sie verbindet er mit der Kultur, die er liebt. Irritiert reagiert Keli, wenn er gefragt wird, wann er wieder zurück nach Afrika gehe. Dann beschleicht ihn Unsicherheit, ob er wirklich in Nürnberg willkommen ist – oder ob das eine Utopie sei. Ohne Zwang hätte er Togo nie verlassen: „Zu Hause ist es immer am besten, man geht nur, wenn man muss.“

Am Ende hatten zumindest Moderatorin Dorothea Geuthner und viele im Publikum den Eindruck, dass die Weißrussin Valentina Bolshem, die Chinesin Aiyue Lin, der kolumbianische Jugendliche Andres Felipe Dobon und der Afrikaner Keli Kpedzroku sich in Nürnberg durchaus heimisch fühlen. Auch wenn damit nicht alle Probleme vom Tisch sind.